# DER STURM

HALBMONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

FÜNFTER JAHRGANG 1915 BERLIN ERSTES UND ZWEITES FEBRUARHEFT NUMMER 21/22





August Macke: Originalzeichnung

## August Macke

Es gibt keinen Willen und ebensowenig einen Willen zum Leben. Sonst hätte August Macke nicht fallen dürfen. Ein Mensch, der so wenig hätte sterben können wie das Ewige, das aus seinen Bildern in die Tage leuchtet. Ein Künstler, der die Sonne ausstrahlte, so, daß es nie Nacht in ihm wurde und jede Finsternis von dem Glanz seines beschwingten Schrittes zurückwich. Er brauchte nicht zu kämpfen, nur die Augen aufzuschlagen und was er sah, gestaltete sich aus ihm zu Kunst. Und als er zu den Waffen griff, traf eine Kugel an ein Gestirn. Doch kein Gestirn wird je verdunkelt. Der Glaube stirbt nicht und der Künstler nicht. Seine Bilder blicken auf uns und verheißen Leben, Leben.

Wenn seine Hand sich nicht mehr hebt, damit das wachse, was noch Jugend war, so war seine Jugend unverwelkbare Blüte. Sollen wir klagen, wenn alle Blüten duften. Dürfen wie es.

Die vielen Spiele umschlangen ihn und ihn mit uns. Von der Welt herab spielt er mit uns die Erde.

Und alle Blüten duften ihm zur Feier.

**H. W.**

* * *

August Macke wurde am 3. Januar 1887 in Meschede (Westfalen) geboren. Er verlebte seine Kindheit in Köln und seine Jugend in Bonn. Im Oktober 1904 ging er nach Düsseldorf und arbeitete dort in der Akademie, was ihm aber sehr bald nicht mehr zusagte. Er besuchte dann einige Zeit die Kunstgewerbeschule und ging im Winter 1905/6 an das Schauspielhaus zu Düsseldorf, wo er verschiedene Shakespeare-Dramen, alte Krippenspiele und Märchen inszenierte. Er erhielt trotz seiner Jugend ein glänzendes Anerbieten auf diesem Gebiet, zog es aber vor, zur reinen Malerei zurückzukehren. Von großer Bedeutung für Macke war im Frühjahr 1907 eine vierwöchige Reise nach Paris, wo er zum ersten Mal Manet, Monet, Degas, Renoir und Delacroix kennen lernte. Im Oktober desselben Jahres ging er nach Berlin und arbeitete bei Corinth, was ihm nicht sehr behagte. Er studierte meist für sich in den Museen. Macke verheiratete sich 1909 und wohnte bis Winter 1910 in Tegernsee, dann in Bern und in Bonn. Reisen bedeuteten ihm die größte Anregung, sie führten ihn nach Italien, Holland, nach der Schweiz und nach allen wichtigen Großstädten. Er fiel am 26. September 1914 in Frankreich, nachdem er kurz zuvor das Eiserne Kreuz erhalten hatte.

---

## Gedichte

**August Stramm**

**Sturmangriff**

Aus allen Winkeln gellen Fürchte Wollen
Kreisch
Peitscht
Das Leben
Vor
Sich
Her
Den keuchen Tod
Die Himmel fetzen.
Blinde schlächtert wildum das Entsetzen.

**Abend**

Müde webt
Stumpfen dämmert
Beten lastet
Sonne wundet
Schmeichelt
Du.

**Gefallen**

Der Himmel flaumt das Auge
Die Erde krallt die Hand
Die Lüfte sumsen
Weinen
Und
Schnüren
Frauenklage
Durch
Das strähne Haar.

**Frostfeuer**

Die Zehen sterben
Atem schmilzt zu Blei
In den Fingern sielen heiße Nadeln.
Der Rücken schneckt
Die Ohren summen Tee
Das Feuer
Klotzt
Und
Hoch vom Himmel
Schlürft
Dein kochig Herz
Verschrumplig
Knistrig
Wohlig
Sieden Schlaf.

---

## Hochzeit

**Desider Kosztolányi**

„Mutter, Mütterchen . . ."

. . . Was willst du, mein Sohn?

„Erzähle mir etwas."

. . . Was, mein Sohn?

„Irgend etwas. Ein Jahre, zwei Jahre lang liege ich schon hier und langweile mich entsetzlich. Beeile dich, bevor es Abend wird. Dann kommt das Fieber, dann flatterst du über den Fußboden, fliegst auf den Kamin und deine Schwingen sind so groß, so entsetzlich groß. Erzähle mir von der Hochzeit, von deiner Hochzeit, von der du schon so oft erzähltest. Von der großen, großen Hochzeit."

. . . Wo soll ich beginnen?

„Mit dem frühen Morgen. Beginne zu erzählen, wie du erwachtest und den Fliederstrauch anlächeltest, beginne damit, wie du die Augen geöffnet hast und dein Gesichtchen mit kühlem Wasser wuschest. Nicht wahr, damals war eine schöne Zeit?"

. . . Eine herrliche, mein Seelchen. Es war Palmsonntag und alles lauter Gold und Blumen. Wenn man an diesem Tag die Hand zum Fenster hinaussteckte, blieb sie den ganzen Tag goldübergossen.

„An diesem Tag standest du zeitig auf?"

. . . Während ich mich kämmte, woben die Sonnenstrahlen ihren goldigen Mantel um mich. Marienkäferchen umschwirrten mein Haar. Ich lachte in den Spiegel hinein, machte mir Locken und eine Turmfrisur.

„Ich sah dein Bild. Es steckt in einem Silberrahmen. Du bist darauf wie eine kleine Taube. Trugst du das Brokatkleid, in dem dich das Bild zeigt?"

. . . Ich trugs. Und später nähte ich deine Windeln daraus.

„Gab es viele Hochzeitsgäste?"

. . . Neunundneunzig an der Zahl. Sie waren schon eine Woche vorher eingetroffen. Deine Großmutter brachte sie im Gartenflügel des Hauses unter, jene, für die kein Platz mehr war, wurden in allen Hotels der Stadt einquartiert. In unserm Haus war alles auf den Kopf gestellt. Sieben Köchinnen buken Tag und Nacht. Von überall, aus allen Teilen des Landes und auch aus dem Auslande kamen Gäste und Bekannte und weinten vor Freude. Die Augen unserer Familienmitglieder — wir haben alle blaue Augen — leuchteten in den halbdunklen Stuben auf, wenn von meinem Glücke gesprochen wurde, und sie schauten auf den Myrthenkranz, mit dem ich verträumt spielte. Meine Augen, meine blauen Augen aber glänzten wie blaue Diamanten.

„Wer war anwesend?"

. . . Alle. Dem Bischof in der violetten Soutane, sein Haar war ergraut, vor den klugen Augen trug er eine goldgefaßte Brille, wurde das Gastzimmer zugewiesen, wo das Himmelbett stand. Er bekam die Seidendecke und die schönen Spitzenpolster. Mit vielen Koffern trafen die Verwandten aus dem Norden ein, staubig und von Reise und Müdigkeit schlaff. Herausfordernd stolz waren die reichen unter ihnen. Die aus dem Süden waren schon eine Woche früher aus den benachbarten Dörfern gekommen und beneideten jene aus dem Norden. Ich kann dir wahrlich nicht sagen, wieviele ihrer waren. Advokaten, Aerzte, Notare und Offiziere, viele, viele Kranzeldamen, ganz in Weiß, mit Blumen geschmückt, und viele vornehme Herrschaften, die nach dem Speisen den Bediensteten fürstliche Trinkgelder verabreichten.

„Wo deckte man zum Abendessen?"

. . . Auf dem Hof, mein Söhnchen. Unter den Summachbäumen, in einem Zelt, unter dessen Leinwand hufeisenförmige weiße Tische standen, die unter der Last der Torten und Blumen ächzten. Die städtischen Haiduken, in weiß verschnürte Attilas gekleidet, trugen die Teller auf. Die weit und breit berühmten Braten und Krapfen deiner Großmutter hatten noch nie wie an diesem Abend geprunkt.

„Wie saßet ihr?"

. . . Ich saß neben deinem Vater, der sehr blaß war. Fächelte mir mit dem Schleier Wangen, Hände, die brennenden Ohren. Bloß mein Hals war eiskalt. Neben uns saßen die Beistände und der Bischof. Weiter unten, in langen Reihen, die Mädchen und neben ihnen tanzbereit die Kranzelherren. Ein Verwandter hatte einen lustigen Trinkspruch ersonnen und räusperte sich. Dein kahlköpfiger Onkel aber, über den du jetzt soviel lachst, fuhr sich damals mit den Fingern durch die krausen Locken und machte den Mädchen feurig den Hof. Damals lebten auch deine beiden Großväter noch.

„Mir scheint dieesr Abend so bekannt."

. . . Ja, ja. Die Zigeuner waren auf zwei Wagen aus der benachbarten Stadt gekommen und hatten niemals schöner gespielt. Selbst dem Primas rannen Tränen über die Wangen. Sie fiedelten uralte magyarische Weisen, bei denen die Greise an ihre Jugend dachten, an junge Mädchen, die seither alt geworden und jetzt neben ihnen mit silbergrauen Haar saßen. Häubchen trugen und mit ihren welken kleinen Mündchen die Rührung schlürften, und sich an den Tränen ebenso berauschten wie die Herren am Wein. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, doch alle waren auch ein wenig traurig. Aus dem Nachbargarten sandten Oliven ihren schmerzlichen Duft herüber.

„Mutter ich fühle den Duft der Oliven."

. . . Bleib ruhig, mein Kind, ich will dir alles erzählen.

„Nein, jetzt werde ich fortsetzen. Du hast es mir schon so oft erzählt. Ich weiß es auswendig und erinnere mich ganz genau daran. Ich sehe, wie ihr gegen sieben Uhr im Zelte sitzet. Es ist noch ganz hell. Die Mägde tun geschäftig. Das ganze Haus ist aus seiner Ordnung gerüttelt. Man sieht durch die Zeltwand, wie die Stuben für die Gäste

bereit gemacht werden. Der Flur, der sonst so sauber und lieb ist, droht mit den aufeinander getürmten Möbeln in geheimnisvoller Unordnung gruftgleich. Und du weintest. Wußtest nicht warum. Es preßte sich dein Herz zusammen, denn du dachtest an dein Leben, an deine Mädchenjahre, an deine Stube, die du nicht mehr betreten wirst. Leise schluchztest du an einem Fenster."

. . . Woher weißt du das, mein Sohn?

„Ich weiß es. Ich weiß es. Und ich weiß auch, daß du die Türe umarmt hast, bevor du ins Zelt gingst. Es war dir sehr traurig zumute."

. . . Was sprichst du da?

„Du stecktest eine Teerose in dein Haar."

. . . Eine welkende Teerose.

„Auch dein Brautstrauß war aus Teerosen, ich erinnere mich auch an die weiße Papiermanschette und das Atlasband, das du zart gestreichelt hast."

. . . Dies habe ich dir doch nie erzählt?

„Und beim Tisch, im kalten Licht der Kerzen, fröstelte es dich. Du ließest deine Blicke über die Gäste dahinschweifen und deine Augen blieben an einem Jüngling haften."

. . . An wem?

„An einem unbekannten Jüngling."

. . . Ich erinnere mich nicht.

„Ich aber erinnere mich. An einem unbekannten Jüngling, der zu Häupten des Tisches saß, zwischen zwei Verwandten. Blendend weiß hob sich seine Hemdbrust von dem schwarzen Anzug ab, der feierlich traurig war und rein, sehr rein. Du erkanntest ihn nicht. Aber eure Augen begegneten einander. Dann wandtest du dich meinem Vater zu. Auch dieser blickte ihn für einen Augenblick an, sehr furchtsam, sehr stark zitternd und senkte dann sehr verwirrt die Augen. Auch er kannte den Jüngling nicht, den ihr alle für einen Fremdling hieltet. Denn niemand kannte ihn."

. . . Ja, ja.

„Und doch hattet ihr ihn schon damals sehr lieb gewonnen."

. . . Wir hielten ihn für einen sehr entfernten Verwandten, einen Wanderer, der kommt und geht, sich zu den Unterhaltenden gesellt.

„Er sprach zu niemand."

. . . Ich erinnere mich schon genau. Er aß nicht.

„Bloß nach Mitternacht nahm er einen Schluck schwarzen Kaffee."

. . . Und auch diesen so andächtig, wie der Priester am Altar den geweihten Wein. Christis heiliges Blut.

„Dieser Jüngling war auch fast ein Heiliger. Oft ging er in die Nacht hinaus und betrachtete die Sterne, die im Wohlgeruch der Bäume badeten, und er starrte sehnsuchtsvoll nach Osten, den Morgenstern entgegen."

. . . Als er das Zelt betrat war sein Frack goldumglänzt. Zwischen den Sternen sah ich sein Gesicht.

„Ein Stern leuchtete auf seinem Rock."

. . . Und wie er auf sich achtgab. Kein Bröselchen beschmutzte ihn. Kein Tropfen Wein rann ihm über die Hemdbrust.

„Doch auch seiner Seele ließ er niemand nahekommen und hielt sich die Ohren zu, wenn die Zigeuner spielten. Er hörte andere Weisen."

. . . Gegen Morgen sah ich ihn schon klarer.

„In den Morgenstunden schlich er dir nach. Und küßte auf dem Hof den Staub von deinen Füßen, die Spur deiner Schuhe im Sand."

. . . Auch des anderen Tages saß er bei Tisch.

„Er saß dort und betrachtete die Gäste, die noch zur Mittagsstunde schnarchten — neben sich die bis zum Grunde niedergebrannten Kerzen —. Er betrachtete die dicken Tränen, die über die Gesichter der weinend Jauchzenden rollten, die Banknoten in den Händen der Zigeuner, den brodelnden Wein, das zerzauste, aschebeschmutzte Tischtuch, das einer entweihten Altardecke glich. Drei Tage lang währte die Hochzeit und drei Tage lang blieb er dort.

. . . Doch am Morgen des dritten Tages verschwand er.

„Nein, Mütterchen, er blieb an deiner Seite. Erinnere dich doch, wie ihr auf die Glasterrasse hinübergegangen seid. An jenem Morgen saß er in einem tiefen Sessel, sterbend und traurig."

. . . Die Fenster erhellten sich bereits.

„Er erwartete euch auf der Terrasse."

. . . Wir lehnten zum Fenster hinaus und betrachteten den Stern.

„Der Jüngling aber, der deine Zukunft war und der jetzt deine Vergangenheit sieht, blickte starr vor sich, als schlummere er. Doch er schlief nicht, sondern betete für dich. Sein Fieber schmückte dich mit feurigen Bändern. Unter dir dampften grün die Rasen des Gartens und im Sonnenschein funkelten die Blüten des wilden Mohnes wie rote Glühlämpchen."

. . . „Wie blaß er ist", sagte dein Vater und wies auf den Jüngling.

„Der Jüngling aber rührte sich nicht."

. . . „Er weint", sagte ich zart und streichelte ihm das Haar.

„Dann habt ihr euch geküßt, zum ersten Mal, und es wurde euch alles klar. Sahet alles deutlich. Sahet mich. Jawohl, Mütterchen, erschrick nicht vor meinen Augen, ich war es, ich war dort bei deiner gebenedeiten, tausendfach gebenedeiten Hochzeit, ich war der unbekannte Jüngling an der linkn Ecke des Tisches, links von deinem Herzen. Und ich weinte, frohlockte, betete mein Gebet und sang den Psalm mit meinem kranken Seelchen."

. . . Mein Sohn, mein Sohn, was sprichst du da? Wieder hat dich das Fieber überfallen. Lege dich schön ruhig zurück. Morgen will ich dir weiter erzählen. Doch nimm das Pulver, das dir der Arzt

Einzigautorisierte Übertragung aus dem Magyarisehen von Stefan I. Klein

# Frühe Gedichte

**Adolf Knoblauch**

Ahnungsreiche Freuden meiner frühen Gedichte

Euch wenigen echten Tröstungen entfasse ich unvergänglichen Balsam, die in linden Hauchen mein künftiges Leben anrühren und mich geheimnisvoll umwallen. Zu reichen Liebkosungen aufblitzend, strahlt eure Sehnsucht über dunkle Mühsal herüber; Jahre, die alles von einander trennt, bindet ihr zauberisch: Einsame Zeichen, die so gütig den Trank des namenlosen Dunkels spenden.

**Knabenspruch**

Ich bin der Sohn der Einsamkeit,
Brüder sind die Sterne.
Und alles, was mich tief erfreut
glüht hoch und fern wie Sterne.

Mein Vater, Hohe Einsamkeit,
Regiert die vielen Sterne.
Ich danke ihm was mich erfreut,
Hehre Gaben der Sterne.

O Mutter, Dichte Einsamkeit,
Licht-Nachtschoos aller Sterne.
In dir glüht, was mich selig freut
Auf ewig Glanz meiner Sterne.

Geist, einsam in Herrlichkeit,
Gebete von Kränzen der Sterne.
Trunken dein Sohn, urtief erfreut,
Schlingt den Reigen der Sterne.

* * *

**Geburt**

Als Johannes sechzehn Jahre alt war, erzählte er uns Kindern, die er lieb hatte, das Märchen von seiner Geburt. Da saßen wir abends zu Dritt an der Tür des Holzstalls, er mitten unter uns, und während wir mit heißen Augen in die Finsternis des Schuppens starrten, führte er mit seinen zauberischen Schilderungen unsere Frage Seelen in unbekanntes Land, und so verschmolz das Märchen von seiner Geburt mit der Finsternis des Holzstalls.

So wurde denn Johannes geboren, als Finsternis überall war, und nur in dem verlassenen Schuppen ein kleines Licht brannte. Im Heu lag ein krankes blasses Weib, mit härenem Tuch bedeckt, ein aufrechter Mann mit grauem Haar und einem Gesicht, in dem Arbeit gemeißelt stand, betrachtete ein kleines zuckendes Geschöpf. Er betrachtete es, indem er seinen nackten Leib mit der Hand im traurigen Lichtschein hin und her hielt. Man hörte keinen Laut in der Scheune, nirgends ein Lied.

Der Mann legte das Kind hin, löschte das Licht und schlief ein. Bis hierher erzählte Johannes und war dann einen Augenblick still. Nachdem wir drei eine Weile derart schweigend in die Finsternis gestarrt hatten, fuhr er fort mit leiser bebender Stimme, wie wenn jemand mit einem Stock hinter ihn stünde, um ihn für sein Reden zu strafen.

Als alles schlief, stand Gott von seinem Bett aus schwarzer Seide auf, schlug den sternenbesäten, himmlischen Mantel um sich und legte die helle Mondscheibe in den Kronreifen auf seinem Haar. Dann trat er mit seinen kleinen glanzweißen Füßen auf den strahlenden Abendstern und rollte durch die Nachwelt unhörbar nieder in den Schuppen zum Kinde.

Obgleich das winzig gleich einer Maus war, hatte es doch alles beobachtet, und weil es noch so klein war, konnte es ja auch mehr sehen als die großen Menschen.

Und nun kam Gott in die Tür, und die himmlische Helle füllte den ganzen Raum.

Leises Singen scholl ringsum so lange er in der Hütte war, und alles war glänzend von seiner hellen Lichtseide. Lautlos kam Gott auf Johannes zu, hob ihn auf zu seinem großen harten Mund, der tiefe Furchen und Winkel in das Gesicht breitete und küßte ihn lange ein einziges Mal, legte ihn dann zurück in das Heu und schwand unhörbar, während das beständige leise Singen in der Ferne erlosch . . .

Als das Märchen zu Ende war schreckten die Kinder durch irgend etwas empor.

Eine Maus lief im Stall, und nun rief der Vater mit jener Strenge im Wort, die den unschuldigen Träumen mehr ein Ende bereitet als irgend eine Strafe.

**O, Schmerz . . .**

O, Schmerz, der nicht am treuen Bilde müdet
festzuhangen,
O, Stolz, der wacht und unduldsam und brünstig
sich ins Weite richtet
O, Wille, in deiner kranken Tiefe kummervoll, den
scheidenden Lichtstrahl aufzufangen.

Du Innen! so liebensgern vom Einen, bald vom
Anderen geschlichtet
Sekundenlang. Doch dann bewältigt von der Liebe
und der Sterne Prangen
Aufs Neu der alte Kampf, gen deine Bahn mit unerhörtem Prunk gerichtet.

Aus Südlichen Meeren steigen Inseln, von deren
Gipfeln Rosengluten hauchen
Hinab zum tiefen Gletschergrün der Klüfte, wo sich
vom Meer die Donner und die Felsen fangen,
So aus dem Blau seh' ich mich Innen zu Himmelsrosen aufwärtstauchen.

**Wirf ab das Kleid . . .**

Wirf ab das Kleid! Durchs Dunkel ringe auf zum Lichte der Entscheidung.
Dich ängstet Ungeheures? Mondnächte mit fahlen Steigen?
O, fahre hin du Traumgesicht der äußeren Bekleidung!

Verzagtes Schiff! Kein Steuer soll dich hier entreißen
Dem Sturm! jedwede Welle höhlt der Gram, und keine kann dir zeigen
Den Ausgang und das Ruhn von diesem Donnern und dem Perlengleißen.

Du rangest mit der Heldenbotschaft? Du sollst nur reiner baden
Nicht sei besorgt, die Alte Nacht mit schweren Strömen hinzureißen.
Du sollst sie bergen und formen um den Urquell, wo sie dich entladen.

**Abschied in der Frühe**

Laß mich niedersteigen in mein, in dein Herz die Träne des Aufruhrs zu bekämpfen.
Der graue Tag, der Traurige Abschied, dein müdes Haupt hinübergesunken,
Der Straßenlärm und zugeschlagene Türen . . Aus wilden Stimmen, die in mir kämpfen.

Gen dein zitterndes Verzagen, hebt sich die tiefe Unruh, die vom Weine deines Leibes Leid getrunken,
Die Stimme, mit der Tausend Tagesstimmen hadern,
Und die erfüllt ist von dem Glanz und wächst verborgen, in deine Lippen eingesunken.

Kein Atemhauch stört dieses Brennen. Ein reines Weh, das durch die Adern
Züngelt und glüht, das Gold zu wecken, das einst Blut zu dämpfen.
Machtvolles Nie mit Einander sich verschmelzen können und Leis auf Flügeln um Einander gleiten.

**Jünglinge**

Erstes, Uebergeliebt . . . ist ein reines Leben bis zum Tage des Gerichts.
Kymrisch

Wenn Arm in Arm wir zueinanderdrängend schritten
Sehnend im Gang der Frauen hingezogen durch die lichten Gassen
Trat schreckend zwischen uns das stumpfe wunde Ringen

Da neu der Schmerzens Abgrund finstrer Knabentage
Sich richtend auftat, daß Freude uns verlassen,
Und heiße Rede stockt vor harter Frage.

In dunkelblauen Nächten, wo wir im Licht zusammenlassen,
Eng jähe Worte riefen, auf mächtigen Bahnen fortgerissen
Und unser armes Leben hob der Rausch, an hohen Weltgeschicken teilzunehmen,

Rang ich mit scheuem Sehnen, dein Sein im tiefsten Grund zu wissen;
Du aber sankest hin, mit glühendem Ueberschwang vermessen
Den roten Kranz der Trunkenheit um deine weiße Stirne.

Der du glutzuckend Schluchzen kaum gebändigt
Gedrängt in dich den Sturm mit opferlosem Siege
Im Grauen den überschwänglichen Jugendtag geendigt.

Klar und hoch aus deinen Ruchlosen Nächten,
Aus Qual, Begierde hart und fest gestiegen,
Wardst du gemacht, zu sein in dieser Kraft hienieden.

Aus Grobem immer reiner sich entringt
Heiße Glut, die sehnenden Wolkens unreine Dumpfheit durchbebt,
O seliger Stern, der mahnend mich durchbebt.

Feingliedrigen Schaffens unaussprechlich Geheimes such ich hinzugeben
In liebe Hände, die schön sind vom Umarmen der Geliebten.

**Die Schwäne**

Kommt, o, ihr beiden weißen Schwäne aus der Nacht, wo ihr euch küßtet,
Kommt . . . mein lieber Knabe will euch Brot und herrliche Blicke geben
Damit ihr euch in eurer Kraft und Schönheit brüstet,
Um euren Lilienhals inbrünstig zu mir zu heben.

Ich bin die Tochter der Erde, höre, mein weinender Knabe.
Mein Fuß rührt an deinen Mund und mein Haupt ast Schwester der Sonne,
Von Jasminen düftet mein Atem, auf daß der Schwan sich erlabe
Ach, mein Tanz und wehende Gewande sind Ernährer deiner Wonne.

Starr über dem schwarzen Abgrund schwindet der Schwan in blasser Trauer
Steil sich spiegelnd auf düster gläsernen Falten,
Und es bebt der Knabe, überstreift vom kalten Schauer.

Hin in die ewige Nacht ziehen die düstren Gestalten.
Du aber steige aufwärts einsame, nachtselige Seele.
Wo deine brennenden Augen über Nacht und Tod den Sieg behalten.

**Abend im Vorfrühling**

Als ich am blassen Seegestade ging, in der Reihe von Birken,
die Frühlingswind in Wipfeln und Wasser an den Wurzeln rührte,
weit draußen die Insel mit schwarzem Wald,
Kronen von der Sonne durchrötet, Abendhimmel und Wölkchen:

Da schien mir, als sei ich durch Berghöhlen dumpf gewandelt
und sei rastend gehüllt in die Krümmung der anschmiegenden Birke
in silberlicht zitternde Zweige.

Du mein Gezweige rührend, dunkelblau golden wogender See
du Wind, mein Haar vom Himmel bis ans murmelnde Gestade rührend
du schneeig Wölkchen, Goldbrüderlein, schwebst nah zu mir
atmest kühlen Tau in meine Lipselzweige
nestelst der Schwermut verstrickendes Gras in mein zitterndes Haar
und rufst: neige dich, neige . . .

Und ich neige, das schon tief zu dir niederhängt, in deine ranken Hände;
Süße Birke greifst ans Herze? Wehe, Lachen —
Die Träne rinnt aus deinen glitternden Zweigen in den Wasserspiegel.

Ach, da das schneeige Bübchen durch meine Adern huscht
in mir! in mir!
Da es mich hebt zum Morgenrot
und mich löst aus goldenem Tal
weiß wirbelnd im hohen Rund.
Die sinkende Träne
in Goldhauch und Glanz . . .

**„Himmel, stiller, tiefer, blauer . . .“**

Himmel! stiller, tiefer, blauer, über den grauen Dächern und den rosa Rauchwölkchen
Zart, klar und ruhig über den Herzen und dunkel stürmenden Straßen.

In dir atmen die kühlen, herbstlich goldbesonnten Wälder.
In die blanken Flußspiegel senkst du dich mit flammendem Hauch,
In deinen blauen, unendlichen Rand faltest du leuchtende Fluren und Städte aus Milch und Glas.

Ein Wölkchen flimmert in deiner lichten Oede.
Du entstehst mit wunderbarem Sprung zum Erdensturm,
Schmiegst dich ans Knie des lieben Mädchens zum gelben Schilfgestade
Regst in weißen Wässern süßen Gliedern deine Wonnen,
Daß sie zu deiner Himmelsklarheit sprechen mit dunkeltönenden Klängen.

Der Jünglinge herbe Augen starren nach den braunen Türen auf der Meeresdüne,
Wo die weißen Mädchen warten, Arme nackt im Schooß.
Das Abendlied der Flöte weht sanft aus tiefem Leid in deinen wunderbaren Dom,
Der Städte Hall greift hoch in dich mit Sphärenhauch.

**Kreis des Anfangs**

Für Frau Nell Walden

Eine lichte Freude erfüllt mich, seit ich mein Leben mit dem Kreise des Anfangs versöhnt habe.

Ich begreife immer fortschreitend, wie sehr alles künstlerische Schaffen auf der großen Kraft zu Erinnern beruht.

Weit entfernt davon, dieses heilige Selbst-Dasein zu beschränken, erwäge ich, wie himmelhoch und firmamentenklar die Tempel gebaut sein müssen, um die bedeutende Innerlichkeit des Menschen umspannen zu können.

Welche Sehnsucht, die in den Schoß des Nichts stürzte, welch Leid, das vor dem Bilde der hochmütigen Gewaltigkeit seine armen Kniee zermarterte, mußten uns ach! allzulange beschatten, welch endlos nie verjüngend Sterben!
Du heißer Lebensstrom des Besinnens, Weltgericht, klares Bad, Tau, Balsam, Süßigkeit in den zeugerischen Zuckungen, du Urgewisses
führst deine Pilger empor
gibst ihnen die geheimnisvollen Belohnungen,
schenkest ihnen die köstlichen Werke,
welche immerdar sanft die Welt reinigen.

---

# St! — Eine Algebraëske

**Mynona**

Wir müssen leiser reden. Ich will Ihnen eine Fabel erzählen — die Fabel. Der hohe Vollkommene ging, aus Motiven, die nur Er kennt, zu den Tieren, die sich Menschen nennen. Er allein. Begreifen Sie wohl, es sind dieses die definierenden Tiere. Der hohe Vollkommene ist undefinierbar. Die Tiere aber haben schon definierende Sinne. Der hohe Vollkommene beschloß, tierlieb, also leutselig zu werden. Er beschloß, ihnen zu schmecken, zu riechen, in Augen und Ohren zu fallen — ja! er ließ sich betasten. Indessen — Indessen, seiner hohen Vollkommenheit unvergleichbar sicher. Absolut vorzüglich. Unübertrefflich lauter. Ueber alle Sichtbarkeit schön. Viel göttlicher als



Carl Mense: Originallinoleumschnitt

göttlich. Intelligenter als der intelligenteste Mensch, d. i. Herr Zruf aus Opop, ungeheuer viel gelehrter auch als alle Akademiker insgesamt. So Künstler, daß der berühmte . . . nicht einmal mehr ein Pfui! verdient. So Dichter, daß z. B. Dehmel, Hauptmann ihm gerade dort, wo sie die Leute so sehr entzücken, höchstens amüsant vorkommen. So überaus Monist, daß er den Unterschied zwischen Ostwald und dem Obstverkäufer Müller auch unterm schärfsten Mikroskop nicht mehr konstatiert.

Indessen (begann ich) toll vertrauend seiner unbedingten Souveränität über Menschen: es ist, wenn man vollkommen ist, unendlich leichter, über Menschen zu herrschen als es Menschen leicht fällt, Tiere zu beherrschen. Toll vertrauend seiner Ueberworzüglichkeit, entschloß er sich, aus Motiven, die nur Ihm bekannt sind, nicht bloß zu kondeszendieren; sondern: diese seine Kondeszendenz (ev. zur bestmöglichen Wahrung seines Inkognitos) zu quadrieren, zu kubieren, zu potenzieren demnach.

Lesen Sie nun die Memoiren dieses Gottes, die nach dem Kriege (weder natürlich bei Diederichs noch bei . . .) erscheinen sollen! Hören Sie nur, wenn der Horcher an der Wand ein Gott ist — welche allerliebste eigne Schande er da mitanhört. Ein Schwein sagte: meine Herrn, ich glaube zu wissen, was Schmutz ist; wir sind allesamt Schweine — aber wenn die Schweinigelei was kostet — meine Herrn, ist es dann gentlemanlike, das zu prellen? und damit zu prahlen? Erhalten hier nicht wir Schweinehunde endlich die lang ersehnte Gelegenheit, sympathisch abzustechen? Ja!

Ein Bierwirt sagte: Er hat dem Bruder des Bäckers desertieren helfen und vom Bäcker dafür ein paar extra knusprige Törtchen angenommen; dadurch erobre ich das Privileg, vor ihm auszuspucken nicht bloß, sondern sogar, ihn zu zwingen, diese Spucke hinunterzuschlucken. Meine süßen Damen, ich ekle mich nicht etwa vor meinem Ekel, ich bekenne ihn, ich schlage ihn als These an die Schloßkirchentür an, auf daß das Volk mein Speien erlerne! Ich entrüste mich moralisch, und Nietzsche kann mir meinen umfangreichen und wohlriechenden . . . . . ., wenn er dafürhält, das sei die perfideste Art der Rache. Es gibt auch eine Widerlegung, über die ich mich freue: sie heißt Haue, Backpfeife. Wir Bierwirte sind nicht immer gastlich.

Der Fuchs sagte: Daß er, wie ich mit Schlauheit durchschaue, mitunter durchblicken läßt, er sei der hohe Vollkommene und kein Saustück, geiler Affe, unwissender Döskopp, stiller Halunke, Schmarotzer — und nicht nur Schma-! ist nichts als ein mittelmäßig jesuitischer Kunstgriff seiner schönfärberischen Verlogenheit, sich ein Air zu geben, wie wenn . . . Schwindel, auf den hineinzufallen ich zu sehr Fuchs bin, das kann man wohl sagen. Das Stinktier sang: er stinkt mich an, deswegen gehe ich ihm aber feinsacht aus dem Wege. Ich liebe zwar ihn, aber nicht seine Nähe, weil ich mir dann immer selber zu stinken scheine — und mitzulieben, nicht mitzustinken bin ich da. Für Jeden habe ich die wunderfeinste Nase, ich wittre das Genie auf Meilenweite. Schade, daß ich mir selbst nichts anrieche. Ich glaube, ich rieche selbst wie eine Rose, obgleich ich nicht wie eine Rose aussehe. Ach was! Für die Nase, die ich im Spiegel habe, rieche ich wertvoll. Ich bin meiner würdig. Zuletzt noch kam der stolzeste Floh der Welt seit Adams Zeiten, er sprang den hohen Vollkommenen heftig an und saugte; wurde jedoch gezwungen, halb geknickt abzuspringen, alle seine Versuche zu erneutem Aufsprung mißglückten, bis er sich endlich abseits wie folgt verlautbarte:

Wie wohl wird mir, daß ich so ordinäres Blut nicht mehr zu kosten brauche! Wie konnte ich meinen noblen Saugrüssel dermaßen entadeln? Von jetzt an werde ich ihn höchstens stechen, sein Blut komme über ihn selbst. — — — Ein Gott unter Menschen überwindet schließlich seinen Brechreiz immer wieder mit dem Lachreiz — womit es aber Schwierigkeiten gibt, wenn er das Malheur hat, als Horcher an der Wand seine Tugenden und Vorzüge loben zu hören. Als etwa: so dumm ist er garnicht; er ist eingebildet, aber nicht so übertrieben, daß er über seine Grenzen blind wäre. Er weiß ganz gut, daß er kein Gott ist und benimmt sich ziemlich bescheiden. Was er sagt, ist manchmal nicht ohne! — — — — — — — —

Gesetzt nun den Fall, der Mensch sei vielleicht nichts Besseres als das Versteckspiel des göttlich Vollkommenen vor sich selber? Gesetzt, es hätte sich dieses Spiel aus göttlicher Selbstvergessenheit bis in einen geradezu tierischen Ernst hinein verloren — in eine Quer- und Schiefäugigkeit, stockfinstre Blindheit hinein: müßten da nicht, wenn auch nur ein (scheinbarer) Lausewenzel Ihn, d. h. also Sich glücklich gefunden hätte, bald Alle mitjauchzen, mitentdecken? Müßte man nicht besser spielen als blindlings? Heitrer? Weiser? Unmenschlicher? — — Ein Herz für seine Flöhe, Stinktiere, Bierwirte, Füchse, Schweine und andre Mit-Menschen hat hiermit als wie für seine Freunde ein und allemal.

**Mynona**

---

# Die schwarze Fahne

**Eine Dichtung**

**Adolf Knoblauch**

Fortsetzung

**Leutnant Brosin**

Bran geht an den Dezember-Abenden um acht Uhr durch die Bellevue-Eisenbahnbrücke über die Spree; über dem schnellenden Fußgänger Gewimmel tragen die riesig-gespreiteten schwarzen stählernen Brückenbögen den donnernden Schall der Züge, im Sekunden-Intervall gleich Lärmen von Geschossen. Dann fährt Bran lange über den unzählig wirrenden Schienensträngen, bis tief in die Kiefern-Waldnacht glitzernd vom Schein der elektrischen Lichtgloben an hohen Stangen. Er gelangt nach Hause, nachdem er in Berlin stundenlang philosophisches Diktat im Stenogramm aufgenommen hat. Im eisernen Oefchen brennt Glut und nachdem Bran Wasser zu Tee aufgesetzt hat, packt er seine lederne Tasche aus und ordnet sorglich die modrigen Briefdokumente von preußischen Bürgern aus der Zeit des Durchzuges napoleonischer Truppen durch Mitteldeutschland über Magdeburg; er soll von ihnen Abschriften anfertigen.

Im Hause ist es ganz still und dunkel, als es klopft und unmittelbar darauf Brans Stubentür sich auftut. Eine graue lange Gestalt erscheint im matten Licht seiner Lampe, schreitet mit einer Geste des Grauens auf Bran los, ergreift wortlos seine Schulter und flüstert entsetzt: „Er . . . Er will nicht bezahlen, wir sollen seine Frau nicht belästigen . . . be . . . läs . . . tigen, hat er wirklich geschrieben . . . denken Sie sich, und sowas ist preußischer Offizier!“

Bran sieht Frau Hannah verständnislos an, dieses ganz graue verzerrte Gesicht, mit den gelben Augäpfeln, das sich zu ihm beugt . . . Sie richtet sich auf, steht leblos und jammervoll und horcht . . . wendet sich dem Gatten zu, der hinkend hinter ihr ins Zimmer getreten ist und umständlich die Tür schließt. Dann richtet sich seine viereckige rote Stirn auf, und er fixiert Bran mit einem kalten, aufmerksam sondierenden Blick. Frau Hannah ruft ihm zu: „Hast Du den Brief?“ und Hannahs Mann schiebt die Brille auf die Stirn, entfaltet mit kommissarischer Wichtigkeit ein Blatt Papier und bleibt so still wartend stehen, um die Spannung dramatischer Handlung hervorzurufen. Das ökonomische Moment, um welches sich der ganze Auftritt dreht, wird bedeutungsvoll unterstrichten. Währenddem beschaut Bran den grauen Haarkegel von Frau Hannah, ihre russische Bluse mit den roten Stickmustern schlottert heute so am Rücken, wahrlich, grau ist die Alte von oben bis unten, von der Schürze bis ins Herz hinein. Der Herr Forstassessor räuspert sich, streckt das lahme Bein nach vorn und erhebt die schulmeisterliche, kommissarische Stimme: „Es handelt sich um einen Brief vom Leutnant Brosin, der wie Sie wissen, dies Zimmer neben dem Ihrigen, samt einem Kabinet für seine Frau am ersten des Monats für den Winter gemietet hat.“ Hierbei weist der Herr Assessor auf die teppichverhangene Tür, hinter der Bran jenes Nachts das Weinen eines unbekannten Kindes gehört hat. Er war bis jetzt nicht aufmerksam darauf, daß dies Weinen zu einer Familie gehören könne und noch weniger denkt er an das Dasein von Leutnant Brosin. Bran nimmt sich zusammen und hört mit Humor dem Herrn Assessor zu, der altmodisch alle Augenblicke die laute Lektüre dick mit der Stimme unterstreicht, während Frau Hannah ihre Arme bei den Kränkungen des Herrn Leutnant dürr, unendlich lang in den Raum beschwörend hochstreckt und inniges Stöhnen sich ihrer grauen Knochengestalt entringt . . .

„Lieber Bran, dieser Herr Offizier weigert sich, nachdem seine Familie schon vierzehn Tage in den beiden besten Zimmern unserer Wohnung haust und unsere Gefälligkeit täglich in Anspruch nimmt, weigert sich, seine schuldige Miete pränumerando zu zahlen, wie es in allen anständigen Häusern so Usus ist. Er will, wenn er sein kontraktliches Vierteljahr bei uns abgewohnt hat, seine Miete bezahlen, . . . bis dahin soll ich weder Herr meiner besten Stuben sein, noch für all das, was Leben, Nahrung, Wohnung einer ganzen Familie mit Kindern und Kindermädchen kostet, einen Pfennig Entgelt bekommen . . .“ „Denken Sie bloß an, stöhnt Frau Hannah und bewegt die dürren Arme zum Himmel und läßt sie schlaff an den mageren Hüften niederfallen. „Vermiete ich denn zu meinem Vergnügen“, schnauzt der Herr Assessor weiter, „in drei Tagen habe ich einen fälligen Wechsel (wirklich fällig ist er allerdings erst in acht Tagen), einerlei. Sie können sich denken, daß man Geld gern vorher sicher in Händen hat,“ und Frau Hannah dringt jetzt auf Bran ein: „ . . . Wir sollen seine Frau nicht damit „belästigen“, welche Beleidigung ist das für uns. Fein auftreten will der Herr Leutnant, kostenlos wohnen, gern unser Silber- und Porzellangeschirr benutzen, unsere Möbel gebrauchen, sowas kümmert sich natürlich nicht darum, ob wir nicht gerade auf diese paar Mark angewiesen sind.“ Der Herr Assessor hält Bran den Brief vor die Augen, und darin steht freilich, daß der Leutnant die Forderung, gleich mit dem Einzug in die Wohnung Miete zu zahlen als Unverschämtheit betrachte, und daß er sich verbitte, seine Frau mit solchen Dingen zu belästigen. Wenn er auch krank im Sanatorium läge, so bleibe er doch die gegebene Instanz, an die sich der Herr Assessor mit seinen Anliegen zu wenden habe.

Mit der sozialen Unwissenheit eines jugendlichen Leutnants und der Selbstherrlichkeit des neugebackenen Rittergutsbesitzers glaubt der bürgerliche Junker Brosin die städtischen Mietsverhältnisse möblierter Stuben nach eigenem Einfall ändern zu können. Die außerordentliche Feindseligkeit in seiner Haltung hat das alternde Ehepaar, das sehr gutwillig und nachbarlich reizend seine Kinder und die zarte Frau aufgenommen hat, tief



Carl Mense: **Orginallinoleumschnitt**

verwundet. „Jedenfalls, hat er in drei Tagen nicht gezahlt," fährt der erzürnte alte Herr fort, „so müsse seine Familie, so sehr leid es uns auch um die sympathische Frau und die lieben Kinder ist, unsere Stuben verlassen" . . . „Unsere", das klingt wie die Stimme, die aus dem Paradiese vertreibt.

Obgleich Bran die ganze Sache persönlich nicht recht liegt, glaubt er doch, zum Guten reden zu sollen, und wendet ein, daß man erst Frau Brosin selbst fragen muß, ob sie den Brief und seinen Inhalt kennt. Man weiß doch nicht, wie der Charakter des kranken Leutnants beschaffen ist, vielleicht weiß sie garnichts vom Briefe, denkt ganz anders als er und ist unglücklich darüber, daß die Miete noch nicht bezahlt ist.

„Aber eine solche Belei . . . di . . . gung", bricht Frau Hannah unerwartet los, die Augen starr zu Boden gerichtet. Krampfig zitternd nimmt sie den Kopf in beide Hände, bückt die Riesengestalt, spuckt hohl und schallend auf den Fußboden und keift, indem der Haarschopf wie eine schimmelige unsaubere Haube droben wackelt: „Pfui, der Geizkragen . . . sie haben Rittergut, Kuhställe, Rennpferde, Geld die schwere Menge ... solch ein Knicker will nicht einmal seine Schuld bezahlen!"

Das ökonomische Moment steht auf seiner Höhe, es hat alles an Hohn, Geifer, Bosheit, Wut und Würdelosigkeit geleistet, wozu es immer fähig ist, wenn es darf. Das Alter läßt es besudelt, gedemütigt, verächtlich gemacht hinter sich; gespenstisch hat es sich auf die unschuldige und schöne Brust der Jugend niedergehockt, um sie zu hindern am Atmen und lebendigen Dürsten.

Das alte traurige Paar ist noch immer bei Bran, es geht auf zehn Uhr und die Familie Brosin kehrt heim vom Besuch beim Vater, dem jugendlichen Mann, der gelähmt drüben im Sanatorium liegt. Die beiden Alten verabschieden sich mit aufgehellten Mienen und einem so freundschaftlichen Händegeschüttel, als versicherten sie Bran und der ganzen gebildeten Welt, daß es einen Unterschied gibt zwischen guten, gerechten das heißt anständigen Menschen, wie sie es sind, und jenen anderen, die boshaft, schlecht, niederträchtig, das heißt geizig sind, denn „Geiz ist die Wurzel alles Uebels" spricht die Bibel.

Bran bleibt allein, setzt sich vor die Lampe, senkt das schmale verschlossene Antlitz über die gewohnte Arbeit, und die Stille der langen fleißigen Jahre schwingt im einsamen Raum . . .

Durch die verschlossene verhangene Tür hört Bran das Weinen eines Kindes leise unaufhörlich dringen, eine so leidende Hilflosigkeit, daß er sich ergriffen ins Zimmer wendet, steht und nach dem Nebenzimmer hinhorcht.

**Frau Lise**

Ein lieblich Bündel Nachmittagssonnenschein bindet in der winterlichen Kargheit Brans Fenster, es umgoldet seine schlichte aufrechte Gestalt, das kräftige Haupt im reichen braunen Haar.

In dem harten Schein wirren sein Angesicht hundert feine Strichelchen, formen seine Schläfen hundert zarte Meißelschläge durchsichtig hoch. Kindlich hart ruht sein Blick ernst im einwendigen Feuer. Der dünn wehe Mund bildet mit liturgischem Atemholen einen Vers aus den Neun Nächten der Vala:

„Es gibt von Ewigkeit eine sanfte, friedliche Ruhe,
„Ein Mondweltall, weiblich und liebenswert,
„Rein und mild, in Gnade allen, die schlafen, geschenkt
. . . . . . . . . . . . . . . . . . .
„Eno nahm einen Augenblick der Zeit . .
„Sie dehnte ihn zu siebentausend Jahren
„Mit vieler Sorge und Trauer
„Mit vielen Tränen . . .

Bran trägt eine schlichte Litewka, die bis zum Hals schwarz schließt. Er nimmt eilig Bücher vom Arbeitstisch, verläßt leis die Stube, um auf dem Flur gegenüber anzuklopfen.

In der abendlichen Dämmerung steht wartend Frau Lise, schmächtig, schattenhaft in der Tiefe, über der das hohe Fenster mit blutigem Rot klafft. Der dünne starre Kiefernwald, eine endlose gelbe Mauer, stechende Türmchen, rote niedriglastende Ziegeldächer, dumpfe Mauerlöcher der Loggien sind flach auf eine reglose Wand gemalt in gespenstig rohen Farben. Diese verkündigen den Hochmut ihrer Rohheit und Scheusäligkeit inmitten von Irresein und Geistestod, um den letzten Himmel des Lichts in erstickenden Blendungen zu ersäufen.

Frau Lise entzündet ihre Lampe und zieht den Vorhang vor den unsagbaren Greuel .

Einen hellen Umkreis des Glücks beschreibt der Lampenschein im Zimmer, in dem Bran gefriedet weilen darf.

Wie ruhig und zurückhaltend sind beide, wie nachdenklich ist ihr sanftes Geplauder, wie zaghaft ist das liebe Glück des Jünglings.

* * *

Bran steht Sonntags Vormittags in der Küche neben Frau Hannah, die mit der Feuerzange in der Herdglut wühlt. Der Herr Forstassessor kommt auf seinem lahmen Bein hereingehumpelt, der grimmig greise Schnauzbart ist kriegerisch aufgestrafft.

Er ist ein Liebhaber von Witzworten und Ironie, stellt sich vor Bran mit vorgesetztem Bein hin, hebt hinter dem Rücken einen schweren Säbel hervor, nimmt ihn wagerecht und zieht einen blanken, an der Spitze etwas krummen Degen aus der Scheide, hält ihn Bran in die Augen, mit Worten, die vor eitel Luchsäugigkeit funkeln:

„Kennen Sie so was denn eigentlich?" Bran schaut schweigend auf das schlanke Schwert mit seiner lachenden Blutrinne . . .

„Die hängen stets bereit in meinem Schrank, der Säbel und meine geladenen Gewehre! Junger Mann, da heben Sie ihn einmal . . ." Bran nimmt den schweren Stahl am Säbelkorb in die ungewohnte Hand, herrisch senkt sich die spiegelnde wuchtige Klinge.

Bran versteht sich nicht auf die Sprache der Säbel.

* * *

Frau Lise kommt in die Küche, sie steht auf der Schwelle im vollen Licht, sodaß Bran etwas hinter Frau Hannah sie betrachten kann. Ihr Gesicht ist schmal und lang, der Leib ist klein und schmächtig mit der eingesunkenen Brust, um den Hals hängt auf dem blauen Kleid eine lange dünne Korallenkette in mehreren ovalen Kreisen.

Sie trägt die Bücher, die Bran ihr beim ersten nachbarlichen Besuch geliehen hat, in der Hand und gibt sie ihm mit frohen Worten. Sie lacht, sie ist glücklich, der graue Staub von Krankheit und Elend ist weggewischt, die Augen sind ganz blau.

Sie geht mit breiten männlichen Schritten, die Bran bei ihrer zarten Gestalt verwundern, zum Stapel von zusammengelegten Kiefernholzkloben am Fenster, hockt sich schnell hinauf und legt behend das eine Bein übers andere. Und ein ander Mal hat sich Bran verwundert über die Linie des etwas gebückten jugendlichen Rückens, die fest, fleischig, rund ohne Feinheit ist.

Sie freut sich, einen freien Augenblick ganz zu haben, plaudert mit Bran, lacht mit Frau Hannah, und Bran steht scheu vor den Frauen, auf denen das helle Tageslicht ruht. Der Blick von Frau Lise geht blau und ruhiggroß aus vertiefter Schmalheit. Ueber ihren Augen verwischen die Stirn steile blendende Lichtstreifen, die herab vom frostig-grünen Höhenblau fahren.

° ° °

Bran verharrt ein Weilchen auf dem Flur, an die Wand gelehnt, ehe er in Frau Hannahs Küche eintritt. Die Tür mit dem Milchglasfenster geht plötzlich auf. Frau Lise führt ihre Kinder an den Händen mit einem „schönen guten Tag" beim regungslosen stummen Jüngling vorüber, der wieder ihr gebückt hastiges Schreiten anschaut, das so aufstampft und den runden fleischigen Rücken im harten weißen Milchglasschein.

Bran vergißt in die Küche zu treten. Sein weißes Dezember-Schicksal ist in den finstren Flur gekommen und beugt sich geheimnisvoll über seine unsterbliche Jugend. Rauschend rollt eine schwarze schwere Fahne von einem ungeheuren Wind ernst in den blauen Kissen der Lüfte auseinander.

Durchs ferne Nachtdämmer stürzt ein schräg geschleuderter Kinderleib; ein zartes Schluchzen wird vernehmlich, weil es aus Pein und Elend kommt, die grausam zerstechen . . . Ein zartes Kind, das gemartert von seinem Vater in Jammer und Schrecken, das sein verfluchtes frühes Dasein verhaucht, wo Grauen und Wahnsinn des ewigen Lebens Herzschlag hemmt, ein hilflos Weinen, das in den Räumen irre geht, ein schräg gestürzter Kinderleib im fernen Nachtdämmer.

**Landstraße im Winter**

Bran geht ein wenig auf der Landstraße in der Wintersonne. Anders als die Straßen der großen Stadt, auf denen die Spur des Menschen im unermeßlichen Leben erlischt, steht im starren fahlen Lehm der Landstraße das Leben des Einzelnen hineingebohrt in enger Wirrnis neben den riesigen Geleisen der Fuhrwerke, die von altersher vorüberziehen.

Die ragende kahle Pappel steht in gleichmäßig schwarzer Schar schlank am Rande der Heerstraße, als banne sie mürrisch wachend die weiße hohe Wallung der verschneiten Aecker, die den Horizont ersteigen, als friede sie den bitteren Weg derer, die zur fernen rotdachigen Behausung eilen. An der Ecke zur Straße hinter dem Sanatorium erhebt sich der finster wuchtige Block riesiger Krankenhäuser, die Internate für Geisteskranke der niederen Schichten bilden, mit hohem Palisaden-Zaun, über dessen scharfen stählernen Zähnen schwarzes Dickicht aufwuchert, eine unbezwingliche Verschanzung gekreuzigten Lebens, zu der vergeblich der eisig blaue Acker ansteigt.

Bran geht an den Häusern der Aerzte vorbei, ein niedlich altberlinischer Turm steht über schmalem Anbau viereckig mit offener Galerie und runder roter Nische. Inmitten der traurigen und düsteren Provinzhäuser, deren scharfe feindselige Giebel nebeneinander rücken und sich bücken, steigt das Türmchen in die grauende Finsternis des Wintertages gleich einer zarten weißen Freude. Er geht hinauf in seine helle Stube. Vorm Sanatorium fahren Autos auf, Schlitten klingeln durch den Forst.

Frau Hannah bringt seinen Teller Warmessen und ladet ihn ein, ihr des Abends zu helfen, weihnachtlichen Baumschmuck zuzubereiten, zeigt ihm auf russische Art versilberte Fichtenzweige. Bran ist dankbar für ihr freundliches Wort, es tut einem Lastbaren so wohl, seinen Pack von der einsamen Landstraße abzusetzen neben der Wand und einen Augenblick noch eines silbernen Fichtenzweigleins wunderlich bedeutend Versprechen in der Hand zu halten..

Frau Hannah verläßt die Wohnung, Bran bleibt allein und sitzt ganz still. Von nebenan dringt

Flüstern durch die Tür, ein Kichern. Auf der Diele stampfen weiche Füße. Frau Lisens Kinder sind allein zu Hause geblieben. Bran horcht: wie sie vergnügt sind, welch nicht zu verstehendes Geplapper; schließlich ist es überall so still, daß sie ungescheuter laut sind. Sie necken sich jedenfalls, sagen sich belustigende Dinge, die harmlos genug sein mögen. Wie herzlich froh sind die Kleinen, denen jede Möglichkeit einer Freude von Vater und Mutter vorenthalten wird, welch köstliches Vergnügen! Bran lächelt und horcht versonnen still mit dem Fichtenzweiglein noch in der Hand.

Aber mit einmal hört Bran ganz deutlich, versteht jedes Wort, wendet sich fort, geht zum Fenster und ist garnicht mehr bedacht darauf den Tritt leise zu machen. Nebenan tobt es jetzt, lacht mit langen Mädchentrillern, freut sich mit lautem Knabenübermut: arge Schimpf- und Fluchworte sind es, kotige, verrufene Worte aus Stall, Kneipe, Kaserne, Unflätigkeiten, die Bran nie gewagt in den Mund zu nehmen und die ungeheuer hereindringen. Krank vor vielem Lachen werfen die Kinder zwischen sich diese grausamen Besudelungen, als spielen sie mit nackten zerstörten Puppen oder mit komisch toten Käfern, mit denen sie sich bombardieren.

Es ist gewiß klar, daß die Kinder lechzend Lust und Leben einatmen mit diesem Spiel, das armselig, unverstanden, gefährdend ist und so lockend lustig und üppig. Neugierig scharf blicken vier Kinderaugen auf diese Ungetüme nieder, die sie beim Vater in den langen Jahren ihres Erwachens gehört haben; im Augenblick der Unbewachtheit gleitet ein besudeltes Leben in diese Händchen, eine freche, verbrecherische Hand scheint es zu sein, die in der Form von Würfeln, kantig und bunt fürs Kinderauge, die giftigen Zoten hinlegt . . . jubelnd greifen die Kinder danach.

Bran schlägt mit donnernder Faust aus aller Kraft gegen die Tür des Kinderzimmers, und sogleich wird es still mit ängstlichem Weinen. Erregt wirft sich Bran mit dem Gesicht voran auf sein Bett.

Es wird dunkel, das Kindermädchen, die Mutter kommen hastig nach Hause. Man bringt die Kinder zu Bett. Bran entzündet seine Lampe und horcht gebannt auf jene Geräusche. Er hört in der unheimlich wachsenden Stille das Kindermädchen auf die Kleinen einreden mit grobem Antreiben. „so betet schnell, was der Vater euch gesagt hat!“ Die Kinder weinen leise, das unaufhörliche Weinen quillt, das Bran seit mancher Nacht kennt.

Dann wendet sich die Mutter mit ruhiger Stimme an den Knaben „Uli, weine doch nicht, mein Kleiner, wir tun Dir nichts. Sag rasch das Gebet auf, wie es der Papa dir befohlen hat.“ Jedes Wort des verfluchten Abendgebetes, das Leutnant Brosin auf dem Krankenbett für seine Kinder erfunden hat, ist aus dem plaudernden Knabenmunde deutlich zu hören:

„Lieber Gott, mach den Vater gesund . . .
„Und lieber Gott, mach mich fromm,
„daß ich vom Vater keine Haue bekomm!“

Eine Mutter lehrt dies Gebet ihre Kinder, eine Mutter begibt sich ihrer Frauenwürde und beugt sich vor einem Narren und einer skrupellosen Rivalin, eine Mutter kämpft nicht für die Seele, Leben und Licht und gesunden Atem ihrer Kleinen . . .

Hart und heilig wird Bran gegen die freiheitsverschlossene Tür zum „Nebenan“ donnern, seine Wache mit Ingrimm halten . . .

Das „Abendgebet“ ist beendet, die weiche Frauenstimme redet entschuldigend auf das kranke, leise weinende Kind ein. Die Frau gibt das Trösten bald auf, die Worte zu sagen: „schlucks Tränchen hinunter“, denn das Weinen geht stundenlang durch die Nacht.

Der Kinderleib steht schräg in die Nacht gestürzt, trüben Geheimnisses. Die Törin-Worte der leidenden Liebe sind vergangen vor Ohnmacht, Kälte und Grauen . . .

**Weihnachten**

Frau Lise tritt in aller Aufrichtigkeit vor ihren gallenbitteren Gatten hin und bittet ihn, am Sonntag mit dem Studenten Bran eine Kunstausstellung besuchen zu dürfen.

Ein Fluch, ein Teller vom Nachttisch, der an der Wand zerschellt. Die Frau tritt ans Fenster zurück und wendet das Antlitz zum starren verschneiten Garten. Der Mann höhnt, zotet, beleidigt, die Frau harrt schweigend; der Mann gibt keine Nachsicht, die Frau spricht nicht das Wort starker Empörung. Endlich kommt zufälliger Besuch von Verwandten. Frau Lise geht zu ihres Mannes Kleidern und verläßt das Zimmer unbeachtet. Als sie nicht wiederkommt, geht man in die einzelnen Säle sie rufen, die Verwaltung wird alarmiert, Wärter kommen, und man dringt gegen eine verschlossene Tür vor, die eingeschlagen wird. Die Frau blutet von einer Wunde, die sie sich mit einem Taschenmesser am Halse zugefügt hat.

Sie wird angefaßt und ins Zimmer des Leutnants getragen. Er ist mit der vollzogenen Tatsache der Wunde recht einverstanden, traut ihr aber nicht ganz, denn „Weiber können sich nicht selbst umbringen, da sie hysterisch sind“. Die Verwandten nehmen die Fiebernde mit sich.

* * *

Bran wartet auf Frau Lise mit Trauer und Sorge am Abend. An diesem lieben Menschen nimmt er seit einer Woche kameradschaftlichen Anteil. Die Vision des Mitleids bringt sie ihm nahe. Brans weibliche Weichheit, mit der er in fernes Geschick, in trüb bekümmerte Engnis einbiegt, schlägt vorwurfsvolle Augen auf.

Frau Lise kommt, um nach den Kindern zu sehen, zu essen. Sie tritt zu Bran in die Küche. Sie friert, sie schauert, ihr Antlitz ist kalt und bleich, in zwei düsteren Ringen stehen ihre Augen wie große leere Flecken. Sie spricht mit Bran in einer bemüht überlegten Sprache, sie ist entschieden beschäftigt, ihre Gedanken zu sammeln. Ihr scheint es noch schlecht zu gehen, und als sie die Kunstausstellung erwähnt, spannt sich ihr Gesicht krampfig, sodaß die gequälte Leere entschwindet.

Frau Hannah tritt in die Küche und scherzt; die Beiden stehen nahe einander gegenüber, und Frau Hannah hat eine kleine Belustigung daran Beider Mienen zu beobachten, mit naiv unverwandtem, starkem Blick schaut Frau Lise auf Bran. Bran begleitet sie auf den Flur bis zu ihrer Tür und sagt ihr gute Nacht. Ihre Augen brennen heiß und nächtig in dem kalten blassen Antlitz, sie schaut ihn an und reicht ihm die Hand.

* * *

Bran sitzt am Sonntag Morgen untätig vor dem Arbeitstisch; Frau Lise hat ein Schlafpulver genommen und wacht erst spät auf. Endlich hört er ihre Stimme, sie beginnt ihr Tagespensum herunterzuplaudern mit frisch klingenden Worten. Sie will auf ihr Gut Krughagen reisen, Weihnachten für ihre Kleinen vorbereiten, die Gutsgeschäfte flott machen, Einmachgläser holen, Gänse schlachten, die Milchlieferung prüfen.

Frau Lisens intelligentes Lachen über einige Worte ihres Jungen dringt frei und lieb durch den Morgen.

Das Fräulein kleidet die beiden Kinder an, ihre Stimme schlägt brutal gegen Brans Tür an, niemand von der Familie achtets, man zwitschert und lacht.

Um elf Uhr klappern die leeren Einmachgläser zum Reiseaufbruch auf dem Flur, alles drängt vor die Küche, um Frau Hannah lebewohl zu sagen, alles läuft hinunter zur Droschke.

Aber Frau Lise rennt noch einmal hinauf in ihre Stuben, um Vergessenes zu holen und begegnet Bran. Im Dämmer der Diele sieht er sie in einem blauen schönen Mantel, und als sie ihm noch lustig das Gesicht zum Abschied zuwendet, blickt er in den reinen Lichtsee ihrer Augen, der nach dem Sturm schimmert.

* * *

Frau Hannah hat den russischen Sarafan angetan, um den Hals ein rotes Seidenband geknüpft. Ihr vergrämtes Gesicht ist gewichen, ihre Augen leuchten kindlich blau und groß. Sie hat sich schön gemacht für den Abend und dringt in Bran, Weihnachtsmann für Frau Lisens Kinder zu spielen.

Alle Frauen-Augen, die Bran in den Jahren seines Lebens geschaut hat, erstehen um ihn her und entzünden sich in Mütterlichkeit. Alle Mienen der Sorge, des nagenden Grames in diesen seherischen Mütter-Antlitzen erlöschen vor der großen edlen Freude der Augen, vor den feierlich gefalteten Gewändern.

Bran verkleidet sich mit Frau Hannahs Hilfe zu einem grauen schönen Patriarchen, der in geheimnisvoller Bekanntheit die Millionenmengen der Städte durchwandelt, dessen derbe niedrige Gestalt jede Türschwelle betritt, jedes Kind auf Erden kennt und besucht.

Bran dröhnt in die Stube hinein, wo zwei sehr erschrockene Kinder bei den Erwachsenen sitzen und tritt ins volle Lampenlicht. Nur die Kinder sind für ihn da, seine Augen blitzen, er spricht ihnen gut zu und als sie ihn hören, schauen unverwandt vier ruhig prüfende Kinderaugen auf den alten Mann.

Er verteilt seine guten Gaben, schwingt den Sack über den Rücken und tritt aus dem Lampenlicht zurück ins Türdunkel, von dort schallt seine markige Stimme:

Kind im Kreise
steht wohl da mit dünnen Händen
weiß nicht was die Großen wollen
stehet ratlos in dem vollen
Ueberfluß an Liebehänden . . .
Aber achtet treu sein Weinen
schlagt es nicht, wenn es sich sperrrt,
nähret noch den kleinen Willen,
mühelos mag sich erfüllen
was den kleinen Händen wächst.
Soll über euch Verzweiflung kommen,
unerhört daniederzwingen,
höret Kindeslachen, Stammeln
sehet Kindesaugen glänzen
fühlet weiße dichte Küsse,
um euch rasche feste Arme
sternenhafte, daß ihr bebt . . .

* * *

Brans Tür steht weit offen, alle Türen stehen gemütlich offen auf dem Flur, in allen Zimmern brennen die Lampen. Ein dichtes, mildes Licht gestaltet aus der großen Wohnung einen hohen, hellen Raum, vor dem draußen die Kälte, die Winternacht, wie zwei erbarmungslose Wächter stehen. Die Kinder haben ihre Spielsachen in allen Zimmern, und Frau Hannah singt zum Klavier ein Kinderlied nach dem anderen.

Es wird stiller, die Kinder sind ruhig. Bran ist an das große Fenster getreten und schaut auf die „heftigen Monde“ vor dem Sanatorium. Frau Hannah spielt die russische Musik zu Puschkins Troika, dem tollgewordenen Dreigespann, das dem Abgrund entgegen rast. Ueber der unendlichen schneeverwehten Ebene steht eng der dichte und

düstere slavische Himmel, ein Aufbäumen, ein steiler Schrei . . .

Bran geht leise in sein Zimmer; die hochschwangere Frau des Arbeiters droben in der Mansarde des Nachbarhauses zündet die Lampe an, ihr Schatten geht still am Fenster hin und her. Eine düstere Stimme zermalmter Betrübnis hat sich in der hellen Festlichkeit erhoben und dringt in die graustumme Nachthöhe.

Einige weinende, rufende Worte gehen in Brans Herzen auf wie einsame Sterne, aber regungslos steht er und wartet.

Ein Rascheln dröhnt durch die engen Wände, das Haus verstummt völlig, die Tür, die noch im Spalt offen steht, läßt das Rascheln, das trübe verderbliche Geräusch einer feindseligen Stimme zu Bran dringen, sie packt ihn am Hals, beißt zu, würgt . . . . Mit undurchdringlichem finsterem Schmerz horcht Bran auf das Gespräch in Frau Hannahs Küche: Frau Lise wird nach Hause zurückkehren und es wird ein richtiger „Puppentanz“ beginnen.

* * *

Bran geht hin zur Frau Hannah, als er hört, daß das Kinderfräulein ins Sanatorium zurückgelaufen ist. Er bittet sie um die Adresse von Frau Lise. Frau Hannah gibt sie zögernd und verwundert. Es ist schon spät, als Bran, unfähig seine rasche Tat zu hemmen, einen Brief an die Unbeschützte auf ihrem Gute schreibt, voller Dankbarkeit darüber, die teure Adresse in den Händen zu haben. Er hat die Empfindung, als sollte sie in dieser Nacht sterben, als schreitet eine düstere Stimme zermalmter Betrübnis über ihre Frauen-Innigkeit dahin.

Bran kann Frau Lise durch nichts erfreuen, er darf ihr nicht dienen und zur Seite stehen. Aber er kann ihr danken, daß sie ihm freundlich gelächelt und auf seine Geistigkeit mit aufmerkendem Auge geschaut hat. Das ist eine große Herrlichkeit, um zu danken. Gehe nicht fort von mir, tritt ein in die hohe Festlichkeit meines heutigen Abends, denkt Bran und spricht es in seiner Stille, während er die verhaltenen Worte niederschreibt, mit denen er in ihr Getanenes und Ungetanenes tief eingeht.

Er dichtet von Frau Lise ein sanftes, allmächtiges Lied, von ihrem Leid, das gebrochen und hülflos gebannt, von dem Leben, das in Engnis und Trübnis verdüstert ist, von der Liebe auf deren Brust ein würgender Albe hockt. Und er dichtet das feierliche übermenschliche Erstrahlen im Leid, wie es unbegrenzt aus Engnis und Trübnis führt, den Sturm der Liebe, der gegen die Alben anrennt, das herrliche Frohlocken, von dem die sturmringende Brust jauchzt . . .

Er dichtet eine Frau Lise, die er ersehnt, zum Schicksalskampf bereit. Vor dem Armen am Schreibtisch taucht ihr rätselhafter Blick aus nächtiger Ferne auf, in herzerarbeitender Nähe scheint er mit ihr zu reden, sie auf die Probe zu stellen mit unsäglichen Fragen, aber indem sie langsam zum Schatten wird vor diesem ehernem Willen, kehrt sie sich ab, und plötzlich sieht Bran die runde, feste Linie ihres fleischigen Rückens, von ferne wendet sie noch einmal das gespenstige Antlitz zu ihm, aber jetzt ist ihm, als schneidet es eine Grimasse. Bran wird sich der Einsamkeit bewußt, ein Zwiespalt keimt, fremd klafft das Nahe, Heimliche. Er hält inne, schließt den Brief und trägt ihn durch die nächtlichen Straßen zur Post.

Der Frost steht gitternd vor den überhellen Laternen, die Häuser sind stumm und schwarz, und eine dichte Finsternis verhüllt streng Erde und Wald. Kein Ruf, kein Weinen, kein Wirbel der Not, kein Schrei dringt mehr durch diese Nacht, verloren ist Bran, er hat Angst . . .

**Der Brief**

Bran wird am Abend des zweiten Tages nach seinem Brief in Frau Hannahs Stube beschieden. In langen gelben Flächen geht das Licht einer Küchenlampe durch den frostigen Raum, wunderlich eckig hockt Finsternis im spitzen blassen Antlitz Frau Lisens und in dem der frierenden Frau Hannah.

Bran sieht, daß ein Zusammensein zu Dreien nicht die Antwort auf seinen Brief sein kann, der sie entschieden nicht erreicht hat. Frau Lise richtet die peinliche Bitte an Bran, vor Hannah zu erklären, daß sie kein „Verhältnis mit ihm habe“. Bran ist verwirrt über ihr Verhängnis, aber gibt ihr keine Erklärung und erzählt den beiden Frauen mit Schonung von seinem Brief.

Frau Lise hört nur das Eine heraus, daß sie einen Brief bekommen soll, sie bangt vor dem Unheil, das in diesem Augenblick ein solcher Brief ihr bringt.

Frau Hannahs knochige rote Hände erheben sich gegen Bran: „Und mich mußten Sie nach dem Gut der armen Dame fragen, die schon unter dem Unglück ihrer Familie zu leiden hat. Wir haben Ihnen so vertraut, und während ich die lieben Weihnachtslieder spielte, schrieben Sie einen schlechten Brief . . .“

Die beiden Frauen verhandeln hastig miteinander über die Möglichkeit, den Brief, der Frau Lise bloßstellen kann, vor dem Leutnant zu retten und zu beseitigen.

An die verschlossene Tür zu Frau Hannahs Stube wird laut geklopft, das Fräulein vom Leutnant wünscht hereingelassen zu werden. Auf Frau Hannahs trockenen Bescheid, daß das nicht ginge, erwidert das Fräulein, daß sie zur Frau Leutnant wolle, die längst fort sein müßte, aber noch im Zimmer bei Frau Hannah sei. Herr Bran besuche sie wohl drinnen! das wolle sie genauer feststellen. Brans Antlitz ist ganz weiß und erhöht, sein Blick ruht still auf den Frauen, der Schimpf der Gehässigen läßt sein Blut kalt.

Das Fräulein läuft zum würdigen Herrn Assessor in die Küche, er öffnet ihr Brans dunkle Stube und erklärt, daß Bran den ganzen Tag nicht da sei.

Mit katzenhaftem Sich-krümmen (so empfindet Bran) bückt sich das Fräulein zum Schlüsselloch von Frau Hannahs Stube und ruft hinein zum Abschied, daß sie wohl wisse, wer alles drinnen sei, sie habe sie sprechen hören, sie werde alles dem Herrn Leutnant wieder sagen, und die Frau Leutnant habe dann was auszustehen, Entschuldigung gebe es nicht . . .

Bei dem Schimpf springt die kleine Frau Lise hoch zur Türe, Frau Hannah hält sie mit den Armen zurück, der gehässige Störenfried draußen rennt schadenfroh helllachend zur Treppe.

Bran verabschiedet sich von den Frauen, die seine Gegenwart nicht mehr beachten und wird vor seiner Stubentür von dem aufgebrachten Herrn Assessor sehr unfreundlich angeranzt.

* * *

Bei vorgeschrittenem Abend hört Bran am Arbeitstisch das Fräulein zurückkehren und zu Frau Lise hasten, die im Schlafzimmer bei den Kindern ist und sie mit freundlichem Zureden zu Bette bringt, er hört des Fräuleins kalte freche Stimme „einen Brief habe ich der gnädigen Frau vom Herrn Leutnant zu übergeben“, und Bran lauscht angestrengt in Erwartung seines Briefes, den vermutlich der Leutnant abgefangen hat. Das Fräulein geht in die Küche zur Frau Hannah, wo die beiden Eheleute mit ihr zanken. Bran hört den Brief heftig knittern, dann zerreißen, Frau Lise läuft durch ihr Zimmer, über den Flur, macht die Wohnungstür zur Treppe weit offen und wendet sich zur Küche, wo sie das erschrockene Fräulein am Arm herauszerrt „gemeines Frauenzimmer“, so schallt es atemlos und wüst durchs Haus, mehreremale. Die Nachbarn erscheinen auf der Treppe und Bran, der wieder einmal vergeblich auf seinen Brief gehofft hat, versteht, daß sein schwerblütiger, eckiger, mahnender Brief kaum so tätliche Wirkungen ausüben wird. Er öffnet nun seine Tür, das Assessor-Ehepaar steht auf der Küchenschwelle, in der Mitte des gasbeleuchteten Flurs prangt mit Rot übergossen, achselzuckend das tiefgekränkte Fräulein und versucht ein schwaches Schluchzen. Mit befehlend wagerecht gestrecktem Arm weist Frau Lise dem Zöfchen die Türe: „Gemeines Frauenzimmer, hinaus mit Ihnen. Widersprechen Sie nicht, gehen Sie auf die Straße, wohin Sie gehören. Sie brauchen sich dazu garnicht anziehen. Wir sehen Sie um den Kopf mit den wüsten Haaren aus, pfui, als kämen Sie geradeswegs aus dem Bett. Ihre Sachen können Sie sich morgen bei mir abholen. Und solche Dirne drängt sich in meine Familie, gibt mich bei meinem eigenen Mann an, belügt ihn und verleumdet mich unaufhörlich, sodaß er sich scheiden lassen will und mir einen unerhörten Brief zu schicken wagt. Du Dirne sollst nicht eine einzige Nacht mehr bei meinen Kindern und unter meinem Dach verbringen“ . . .

Das Fräulein entwischt, nachdem sie die erste Bestürzung über die plötzliche Selbständigkeit Frau Lisens verwunden hat, schnellt die Treppe hinunter, um vor Allem der Anprangerung zu entgehen, „ich werde alles dem Herrn Leutnant erzählen“, ruft sie von drunten herauf.

Der Herr Assessor steigt mahlend die Treppe hinab, um das Haus und die Gartentür zu öffnen. Der eisige Zugwind aus der Dezembernacht dringt durch das Treppenhaus empor und schaudernd knüpft Frau Lise die Pelzboa eng um Brust und Hals. Frau Hannah bearbeitet ängstlich Frau Lise und aus der düsteren Verblendung in die schlaffe Ernüchterung verfallend, erlaubt diese dem Fräulein, eine Nacht noch in der Wohnung zu verbringen. Frau Lise ist besiegt, sie gibt nach, aus aberwitziger Scheu vor ihrem Mann und ehelicher Knechtung. Erschrocken wendet Bran sich ab und riegelt sich in seiner Stube ein. Frau Hannah holt das Fräulein, das die Treppe nur so hoch und ins Schlafzimmer zu den Kindern rennt, die Kleider vom Leibe reißt und sich ins Bett wirft, aus dem sie keiner vertreiben soll.

Mit zankender Stimme dringt Frau Lise stundenlang auf das Fräulein ein, „immer dem Herrn Leutnant die Wahrheit zu sagen!“ Sie selbst sei freilich vorhin zu einer Besprechung bei Frau Hannah gewesen, aber Niemand anders. Das Fräulein findet plötzlich Tränen und beschwört, daß sie Herrn Leutnant „nie mehr als die reine Wahrheit sagte.“

Die Puppenangst Frau Lisens vor der Auflösung ihrer Familie ist zu groß, und lange hört Bran die Beschwörungsformel „Herr Leutnant“ als hartes Kiesel gegen seine Tür klirren.

Ehe Frau Lise sich zur Ruhe begibt, hört Bran sie noch einmal über den Flur zur Küche gehen; als sie zurückkehrt tritt Bran auf sie zu, reicht ihr die Hand und bietet sanft „eine gute Nacht“. Sie gibt zerstreut ihre Rechte, lächelt nervös und sieht beiseite.

* * *

Bran steht an seinem Fenster und sieht Gärten, Aecker im frischen weißen Schein weit bis zum Horizont. Nachdem es eine Woche lang unaufhörlich gestürmt hat, fällt viele Tage lang schon dichter Schnee. die Kiefernwipfel bedeckt er so schwer mit seiner Last, daß in den Schonungen und einge-

zäunten Waldgrundstücken unaufhörlich Aeste, ganze Wipfel niederbrechen und den hohen weißen Boden bedecken wie die Leichen verendeten Wildes. In den ländlichen Straßen des Ortes gibt es viele schiefe und gebrochene Telegrafenstangen, deren Drähte dem Schnee wichen und nur an einzelnen Fäden das verstrickte Gewicht der zerrissenen und zu Boden gestreckten Drähte schleppen. Der Schnee ist überall die Bürgersteige entlang zu unübersteiglichen Wällen aufgeschichtet, die enge Fahrstraße zwischen ihnen ist von den Fuhrwerken durchfurcht.

Herr Assessor humpelt langsam, das geknickte Bein, das bei einer Kaiserjagd durchlöchert wurde, nach der Seite ausstellend, zu Bran in die Stube und stellt sich nahe vor ihm auf. Der sonst blühende alte Herr hat heute ein so graues Gesicht, der rasierte viereckige Schädel ragt nacktgrimmig, der weiße Schnauzbart überhängt wirr das breite schwere Kinn, kalt und blau blickt er auf Bran durch die geschliffenen Gläser.

Betont geschäftlich, damit die freundliche und humoristische Verbindlichkeit ihres gewöhnlichen Gespräches abgeschnitten wird, erklärt Herr Assessor, daß Brans Brief an die bedauernswerte Frau Lise schon in seinen Händen sei, er hätte ihn dem Briefträger abgejagt „notabene gegen ein Trinkgeld."

„Danken Sie Gott, daß ich den Brief habe, so ist wenigstens das schlimmste verhütet. Und wagen Sie noch ein einziges Wort an die gnädige Frau zu schicken, dann passiert Ihnen etwas." Er sei immer dazu gut, anderen Leuten die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Soviel sage er aber, daß der elende Wisch (anders könne er Brans Brief nicht bezeichnen!) sicher in seiner „Brieftasche" ruhe (er legt die Hand auf die Brusttasche) und er ihn eigenhändig der Frau Brosin überreichen werde. Darauf beendet Herr Assessor seinen Spruch an den jungen Mann, (zur Bestätigung seiner eigenen Ueberlegenheit) dergestalt, daß er durchaus nicht neugierig auf den Inhalt sei, aber gleichwohl sich sein Teil dazu reime. Ob er darin über die Unsterblichkeit der Maikäfer („der Mai ist gekommen die Bäume schlagen aus") oder über die Unsterblichkeit der Liebe philosophiere, solle ihm ganz gleichgültig sein; daß er aber mit diesem Produkt seines Geistes bald eine Familie ins Unglück gebracht habe, werde nur durch sein Eingreifen verhindert. Bran sei einer von diesen unverantwortlichen Intellektuellen, (von denen er längst die Nase voll habe) die sich für erleuchtet und über die gewöhnliche Menge erhaben dünken und dabei für sich im Trüben zu fischen pflegen. Daß es ein Liebesbrief ist, sei selbstverständlich, aber er solle ihn doch mal anvertrauen, was ihn dazu gebracht habe, einer verheirateten Frau, die einer höheren Gesellschaftsklasse angehöre, eine Liebeserklärung zu machen, und um die handelt es sich doch? Einerlei, sie hat einen Mann, der freilich gegen Bran wehrlos sei; Vermögen, Kinder könne sie einbüßen, den moralischen Ruf verlieren, einerlei „Sie lieben die Frau und Sie glauben, sie ungestraft dadurch beleidigen zu dürfen, daß Sie sie zum Ehebruch verleiten!"

Bran unterbricht ihn und erklärt ihm freundlich, daß es Augenblicke im Leben eines Menschen gebe, die unseren Beistand unter allen Umständen fordern. Obgleich Brans Kehle zugedrückt vor Ekel ist, überwindet er sich, Herrn Assessor umständlich darzulegen, daß er noch in der Stunde vorher nicht mit einem Gedanken an einen möglichen Brief für Frau Lise gedacht habe, das sei ganz unvermutet gekommen, im Augenblick der Not. In solcher Bedrängnis, wie sie Fau Lise durchgemacht habe, stehe man einander eben liebevoll und aufrichtig mit Rat zur Seite. Der Kubus lächelt spöttisch.

* * *

Frau Lise kommt am Mittag vom Sanatorium, Herr Assessor bringt ihr den Brief, aber sie nimmt ihn nicht an und schickt ihn ungeöffnet an Bran.

Herr Assessor stattet die Rückgabe blumig aus und erklärt Bran, daß Frau Lise sich für den Brief bedanke. Da sie es aber nicht anständig finde, daß ein fremder Mann mit ihr ohne weiteres über geschlechtliche Dinge korrespondiere, so lasse sie bitten, den Brief zu verbrennen. „Verbrennen Sie ihn sogleich vor meinen Augen", verlangt Herr Assessor und öffnet die Klappe des kleinen eisernen Ofens, der Brans Zimmer wärmt. Bran erwidert gelassen, daß er das gewiß nicht tue. Und indem er ein Komodenfach aufzieht, geschwind den Brief hineinlegt und zuschließt, fügt er hinzu, daß der Brief doch in niemandes Hände weiter käme, wenn er ihn selbst aufhebe, außerdem braucht er den Brief für seine schriftstellerische Arbeit.

Herr Assessor verläßt ohne Weiteres die Stube, als habe er einen Stoß in den Rücken erhalten.

* * *

Bran hört bei Frau Lise die harte kalte Stimme des Assessors sprechen, er tritt hinaus auf den Flur, klopft drüben an und als Herr Assessor auf Spaltenbreite auftut, fragt Bran, ob Frau Lise mit ihm selbst sprechen wolle. Nach einem Augenblick Schweigen dankt sie höflich mit ihrer nachdenklich innigen aber geknickten Stimme, sie wünsche nichts von ihm, wolle ihn auch nicht sehen, ein ander Mal.

Fortsetzung folgt

# Theater

Das Theater ist vollständig Museum geworden. Sogenannte Kunstgeschichte. Unsere Museen sind sämtlich Antiquitätenhandlungen, aus denen leider nichts an die Gebildeten aller Stände verkauft wird. Wer Zeit und Lust zum Herumsuchen hat, findet sicher das eine oder andere Kunstwerk. Aber nicht jeder schluckt gern Staub, auch wenn er noch so historisch geworden ist. Kein Museum zeigt das Ewige. Nicht die Künster aller Zeiten und aller Länder reichen sich über die verschiedenen vergangenen Jahrhunderte die Hände. Es wird nur nachgewiesen, daß von jedem Künstler hunderte sogenannter Künstler leben. Wenn schon das Leben Stückwerk ist, braucht es die Kunst nicht zu sein. Was nicht leben kann soll sterben, und wenn etwas ewig aufgehängt bleibt, wird es durch die Dauer auch nicht lebendig.

Das Theater ist vollständig Museum geworden. Wenn man lange herumsucht, findet man das eine oder andere Kunstwerk aus vergangenen Tagen. Wie es bei Antiquitäten selten anders zu erwarten ist, leicht beschädigt. Die Spielleiter bilden sich ein, dem Beschauer die Einbildungskraft ersetzen zu können, die dem Beschauer weniger fehlt als den Spielleitern, die weder wissen, was ein Bild noch was Spiel ist. Sie wollen die Gestalten des Dramas vermenschlichen. Sie bringen alle Dichter unter ihren Kuppelhorizont, an dessen Endlichkeit und Sichtbarkeit man sich stößt. Ihr Horizont ist unverrückbar, festgemauert in dem Boden. Die Dichter stehen außerhalb und können die Bühne nicht mehr betreten. Der leere Raum auf der Bühne wird durch Dekorationen und Requisiten ausgefüllt. Nach oben und nach den Seiten kann sich die Kunst nicht ausdehnen, sie kann nur in die reichlich vorhandenen Versenkungen abgeführt werden. Alles wird auf der Bühne verdreht, natürlich innerhalb des Horizontes, aber Dekorationen werden nicht schwindlig. Das Theater zeigt schöne Bilder, aber lebende Bilder leben nicht. Selbst nicht mit Hilfe von Akademieprofessoren (für Uneingeweihte: darunter sind Maler zu verstehen) und Sezessionisten.

Die Berliner sammeln sich in zwei Theatern, die weder Kosten noch Mühe scheuen. Gespielt wird nicht, das ist nichts für ernste Menschen, aber ausgestattet, ff ausgestattet. Die beiden beliebten Ausstatter heißen Max Reinhardt, Professor, und Richard Schultz, kein Professor. Der Professor des Deutschen Theaters ist klassisch, der Direktor der Metropole heiter veranlagt. Reinhardt ist farbig und geschmackvoll, Schultz bunt und geschmacklos. Beide machen Ausstattung, Reinhardt auf Kosten der Kunst, Schultz zum Verdienst der Herren Hugo Baruch & Co. Beide Herren verfügen über je zwei, drei Schauspieler, die Schauspieler sind, der Rest ist leider nicht Schweigen, sondern Sprechen und Hopsen. Reinhardt läßt seine Statisten getrennt, Schultz die seinen vereint marschieren, aber Schlager kommen auf jeden Fall heraus. Die Musik in beiden Theatern ist gleich schlecht, bei Reinhardt, entsprechend der Würde, klassisch, aber von einem Operettenkomponisten aufgefrischt, bei Schultz direkt vom Operettenkomponisten mit klassischen Einlagen.

Es fehlt das expressionistische Theater. Was der Impressionismus leisten konnte, wurde von Otto Brahm gezeigt. Was nach ihm kam, ist Epigonentum. Entsteht heute eine Wirkung auf der Bühne, so ist sie Glanz oder Abglanz des alten Lessing-Theaters. Hierzu gehört die Aufführung von „Wetterleuchten" (Strindberg) in den Kammerspielen und vom „Volksfeind" (Lessing-Theater unter neuer Leitung). Der Glanz ging aus von Albert B a s s e r m a n n. Alles um ihn herum perspektivisch geordnet.

Es fehlt das Theater unserer Zeit. Die Dichter sind da, vielleicht auch die Schauspieler, es gibt für sie keine Gelegenheit, mehr als impressionistisch zu sein. Aber der Erreger fehlt, der uns von der Langweile der Nachahmung befreit.

Unter den Schauspielern ist eine Künstlerin zu nennen: Maria O r s k a. Sie spielte im Theater der Königgrätzerstraße die Königin Christine und im Rausch von Strindberg. (Dieses Drama übrigens nennt der Dichter „Verbrechen und Verbrechen", der Uebersetzer fand wahrscheinlich Rausch poetischer und ernüchterte dadurch den Sinn des Werkes.) Der Verein Berliner Theaterkritiker fand natürlich Irene Triesch besser, weil Frau Tiesch nämlich über Strindberg nachgedacht hat, sogar neuerdings in echtesten Feuilletons für den Dichter eintrat (Frau Triesch tritt für Strindberg ein) und weil Frau Triesch doziert, wähend Maria Orska spielt. Aber Spiel ist nichts für ernste Leute. Und Schauspieler, die sogar richtig dichten, vertreten eine höhere Stufe der Bildung, wenn die Stufen dieser Damen und Herren auch schon recht vertreten sind. Denn Dichten tun wir alle gerne. Doch V e r s t a n d muß es haben. Und was der Verstand der Verständigen nicht sieht, das ist die Kunst. Aber darüber kann man sich keine Gedanken machen.

**H. W.**

# Berichtigung

Im Gedtcht „Kranz der Heimat" (Nummer 19/20 ist im Abschnttt „Das Erwachen auf der zweiten Verszeile anstatt d e r K r a n k e zu lesen: d e r K n a b e.

# Der Sturm
# Ständige Ausstellungen
## in Berlin und Genf

**Berlin W Potsdamer Straße 134a**

## Dreissigste Ausstellung

## August Macke

**Gemälde**

## Franz Marc

**Gemälde / Neue Auswahl**

## Gabriele Münter

**Gemälde**

**Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 11—2 Uhr**

Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Monatlicher Wechsel

**Genf:** Geschlossen

---

# Verlag Der Sturm

**Berlin W 9** Potsdamer Straße 134a

Fernruf Amt Lützow 4443

### Halbmonatsschrift Der Sturm

**Erscheint am ersten und fünfzehnten jedes Monats**

### Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelheft 40 Pfennig / Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs Einzelheft 50 centimes / Probenummer umsonst

**Sonderausgabe:** Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark / Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

**Der Sturm:** Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 10 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/153: 20 Mark / Vierter Jahrgang 154—203: 6 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken u. Straßenständen auf Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

### Mappen und Alben / Verlag Der Sturm

**Oskar Kokoschka:** Zwanzig Blatt Zeichnungen / Strichätzung / Auf Kaiserlich Japan-Papier in Luxus-Mappe 25 Mark / Auf Costa-Karton in einfacherer Mappe 12 Mark

**Kandinsky** 1901—1913 / Monographie mit sechzig ganzseitigen Abbildungen und Text von Kandinsky / 10 Mark

### Bücher aus dem Verlag Der Sturm

**Hermann Essig:** Der Frauenmut / Lustspiel / Überteufel / Tragödie / Ihr stilles Glück —! / Drama / Ein Taubenschlag / Lustspiel aus dem Leben einer Dienstherrschaft / Napoleons Aufstieg / Tragödie / Jedes Werk 2 Mark

**Paul Leppin: Daniel Jesus** / Roman / 2 Mark

**Paul Scheerbart:** Glasarchitektur / in einhundertundelf Kapiteln / Zwei Mark / Luxusausgabe in zwanzig numerierten und signierten Exemplaren auf Van Gelder Bütten, Decke und Vorsatzpapier von Anna Scheerbart fünfundzwanzig Mark / Verlag Der Sturm / Berlin W 9

**Sturm-Bücher I: August Stramm:** Sancta Susanna / 50 Pfennig / **II: August Stramm:** Rudimentär / 50 Pfennig / **III: Mynona:** Für Hunde und andere Menschen / 50 Pfennig / **IV: August Stramm:** Die Haidebraut / 50 Pfennig / **V: August Stramm:** Erwachen / **VI: Aage von Kohl:** Die Hängematte des Riugé / **VII: Adolf Behne:** Zur neuen Kunst / 50 Pfennig

### Musik aus dem Verlag Der Sturm

**Herwarth Walden:** Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten / Nummer 1 einzeln: Er hört mit ihr den Gukguk schreyn / 50 Pfennig Der Sturm / Heeresmarsch / Für Klavier / 50 Pfennig

### Künstlerpostkarten / Verlag Der Sturm

Das Exemplar 20 Pfennig

**Futuristen:** Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz / Umberto Boccioni: **Abschied** / **Kandinsky:** Komposition 6

**Franz Marc:** Affenfries / Tierschicksale

**Oskar Kokoschka:** Utinam delectet

**Robert Delaunay:** La Tour

Karten von Macke / Münter / Marc Chagall (4) / Klee / Léger / Jawlensky / Werefkin / Gleizes / Archipenko / usw

Erschienen bisher 33 verschiedene Karten

### Illustrierte Sturm-Austellungskataloge

Der Blaue Reiter / Severini / Archipenko / Skupina / Je 50 Pfennig / Die Futuristen 60 Pfennig / Otakar Kubin / Marc Chagall / Kandinsky / je 50 Pfennig

Erster Deutscher Herbstsalon / Mit fünfzig Abbildungen in Kupfertiefdruck / 2 Mark

### Kunstdrucke aus dem Verlag Der Sturm

**Oskar Kokoschka:** Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

**Oskar Kokoschka:** Sonderdrucke der Menschenköpfe auf Japan- und Büttenpapier: 1 / Adolf Loos / 2 Herwarth Walden / 3 Karl Kraus / 4 Richard Dehmel / 5 Paul Scheerbart / 6 Yvette Guilbert / Das Exemplar 5 Mark

### Gemälde / Aquarelle / Zeichnungen / Handdrucke / Plastiken

sind von folgenden Künstlern im Sturm ständig vorhanden:

**Kandinsky / Franz Marc / Archipenko / Oskar Kokoschka / August Macke / Paul Klee / Carl Mense / Campendonk / Gabriele Münter / Jawlensky / Marianne von Werefkin / Albert Bloch / Hans Arp / Picasso / Albert Gleizes / Jean Metzinger / Marc Chagall / Fernand Leger / Jacoba van Heemskerck / Otakar Kubin / Emil Filla / Vincenc Benes** / Otto Gutfreund / **Boccioni / Severini / Carra** / Russolo / **Francis Picabia / Schmidt-Rottluff / Walter Helbig / Max Pechstein**

### Verein für Kunst

Leitung Herwarth Walden / Elftes Jahr / Jahresbeitrag 20 Mark / Rechte der Mitglieder: Freier Bezug der Zeitschrift der Sturm / Freier Besuch aller Sturmausstellungen / Jedes Jahr frei eine Sturmpublikation: 1913/14: Kokoschkamappe / Prospekt umsonst

**Wegen Einladung zu den Autorenabenden wende man sich an den Verlag Der Sturm**

---

# Zeitschriften

**La Cerba / Halbmonatsschrift / Florenz / Via Nazionale 25**

**Umelecky Mesicnik** / Monatsschrift für neue und alte Kunst / Administration Prag I 5 Veleslavinova

---

# Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebung von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9

**Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor**



---

# Notiz

**Während des Krieges erscheint „Der Sturm" nur einmal monatlich als Doppelnummer. Die März-Doppelnummer erscheint am fünfzehnten März.**

**Verlag Der Sturm**

---


**Verantwortlich für den gesamten Inhalt und Verlag: F. Harnisch / Berlin W 35**

**Druck Carl Hause / Berlin SO 26**